

Perspektiven-Wechsel: Forschen nicht nur über sondern mit Afrikanern

Der geschäftsführende Direktor des Zentrums für interdisziplinäre Afrikaforschung,
Prof. Dr. Rainer Voßen, im Gespräch mit Ulrike Jaspers



? Von Leo Frobenius, der 1924 die Afrikaforschung in Frankfurt begründet hat, gibt es sehr einprägsame Bilder: Der ihn stets begleitende Maler Carl Arriens aquarellierte ihn, wie er leicht erhöht – begleitet von Afrikanern – in seinem Kanu sitzt [siehe auch Seite 42]. »Die Mischung aus Schnoddrigkeit, Abenteuerlichkeit und Genialität, die er darstellt, ist sehr merkwürdig«, urteilte Thomas Mann nach einem Treffen mit Frobenius. Worin unterscheidet sich der Typus des heutigen Afrikaforschers in Gestus, Selbstverständnis und Forschungsanspruch?

Voßen: Frobenius war ein Allrounder – in einer Zeit, in der das Reisen in ferne Kontinente keineswegs zum Alltagsgeschäft der Menschen in Europa gehörte. Diese Zeiten sind längst vergangen. Selbstinszenierung und Abenteuerlust spielen in der heutigen Zeit unter Afrikaforschern keine große Rolle mehr. Der Reiz des Anderen, des Neuen beflügelt sie hingegen immer noch. Aber sie brechen nicht mehr mit einer vagen Idee zu einer Forschungsreise auf – das würde auch niemand finanzieren –, sondern mit gezielten Fragestellungen. Zudem haben sich die kulturwissenschaftlichen Disziplinen in den letzten Jahrzehnten zunehmend spezialisiert. Andererseits wird die ganzheitliche Sichtweise zum Beispiel durch Netzbildung wieder stärker in den Vordergrund gerückt.

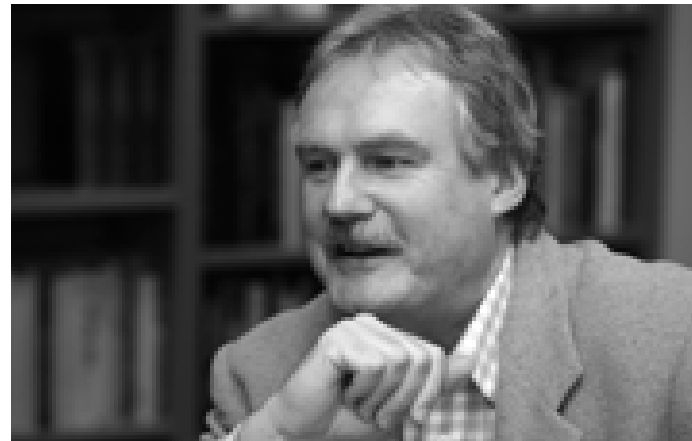
Und noch eins: Früher waren Forscher, ob Fachleute oder Laien,

im Umgang mit Afrikanern nicht selten von paternalistischem Ideengut geleitet. Das ist uns doch heute ziemlich fremd!

? Afrika, der Kontinent des Nebeneinanders von bitterer Armut und riesigen Ressourcen, der Kontinent der Negativschlagzeilen, aber auch der Kreativität und Vielfalt – für zahlreiche Frankfurter Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler ist Afrika nicht nur ein äußerst spannendes Arbeitsumfeld, sondern ein Erdteil, der sie persönlich fesselt und prägt. Wo liegt für Sie persönlich die besondere Herausforderung dieses Kontinents?

Voßen: Die Kontraste können natürlich auch herausfordernden Charakter haben, aber das möchte ich gar nicht mal so in den Vordergrund stellen. Es schwingt irgendwie immer mit. Was meine Person angeht, so befasse ich mich hauptsächlich mit Sprachen und dem, was man über die Sprache zur Kenntnis der afrikanischen Ereignis- und Kulturgeschichte beitragen kann. Da ist die Vielfalt in Afrika sehr groß: Es gibt etwa 2000 verschiedene Sprachen auf diesem Kontinent. Sprache ist etwas, das ohne Menschen nicht existieren kann. Es sind die Menschen, die mich ansprechen in ihrer offenen Haltung gegenüber dem Fremden. Das kommt in Afrika meiner Ansicht nach sehr viel mehr zum Tragen, als es umgekehrt der Fall ist, also wenn Afrikaner nach Deutschland kommen.

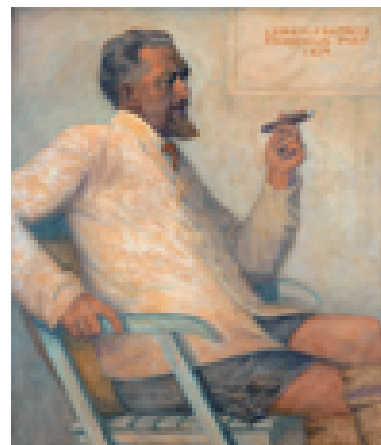
Ich reise seit 1974 ziemlich regelmäßig in verschiedenste afrikanische Länder, zuletzt nach Guinea, und was mich stets aufs Neue fasziniert hat, ist, dass ich immer für mich selbst etwas »mitgenommen« habe. Ich habe immer dazugelernt und bin mir ganz sicher, dass dies vor allem die afrikanischen Men-



schen mit ihrer Offenheit ermöglichen haben.

? Könnten Sie diesen Kontrast zwischen unserer und der afrikanischen Lebenswelt etwas präzisieren?

Voßen: Das sind viele kleine Dinge. Wenn ich in Afrika bin, findet in mir so etwas wie eine Rückbesinnung statt auf das, was Kultur ausmacht und was meiner Ansicht nach hier im Umfeld unserer Gesellschaft, aber sicherlich auch in anderen europäischen Ländern immer mehr zu verarmen droht. Ja, ich stelle eine zunehmende Verarmung in dieser Gesellschaft fest, auch durch Globalisierung und Technisierung. Wir werden zum Beispiel durch Handys zwar im

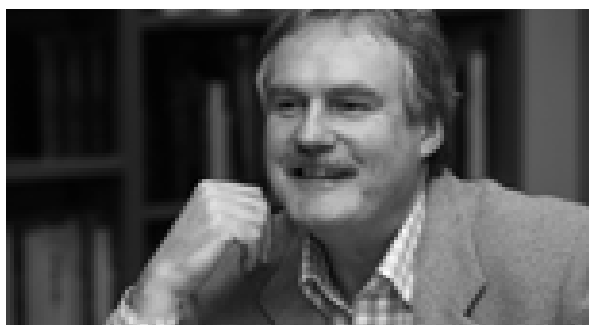


Der eigenwillige Afrikaforscher Leo Frobenius (1873–1938) gehörte zu den außergewöhnlichen Berufenen in der frühen Phase der Frankfurter Stiftungsuniversität. Seriös und weltmännisch – so porträtierte ihn sein Bruder Hermann 1924.

Prinzip in die Lage versetzt, immer kommunikativer zu werden, gleichzeitig geht dies aber einher mit einer Vereinsamung der Menschen. Denn Kommunikation findet für viele fast nur noch oder hauptsächlich auf dieser Ebene statt.

? »Der weiße Mann bringt den Afrikanern ihre Kultur zurück« – diese chauvinistische Sicht beherrscht früher den Blick auf den »schwarzen Kontinent«, wo die Wiege der Menschheit stand. Heute ist ein solch überhebliches Auftreten sicher nicht mehr »politically correct« – doch was hat sich wirklich geändert?

Voßen: In weiten Teilen unserer Bevölkerung ist diese eingeengt eurozentristische Sicht immer noch verbreitet. Andererseits besteht aber auch bei vielen Menschen das Bedürfnis, sich mit afrikanischer Kultur auseinander zu setzen – das zeigt sich beispielsweise bei Kulturfestivals nicht nur bei den ganz großen,



eher spielerischen Events wie André Hellers »Afrika, Afrika«. Ich war natürlich dort und habe mir die Leute angesehen, vor, während und nach der Veranstaltung, und es war ein Unterschied wie Tag und Nacht. Man sah, dass viele Menschen mit der Schwere, mit der Last des Alltags ins Zelt hineingegangen sind, aber beim Rausgehen habe ich nur helle, strahlende Gesichter gesehen; man merkte, dass der Funke des »afrikanischen Zaubers« innerhalb von nur zwei Stunden gänzlich übergesprungen war. Natürlich wird in einer solchen Show nur ein kleiner Ausschnitt von Kultur vermittelt. Das Interesse an der afrikanischen Kultur – auch an afrikanischen Filmen – ist in jedem Fall vorhanden, vielleicht auch, um den eurozentristischen Blickwinkel aufgeben zu können und durch eigene Erfahrungen zu korrigieren.

? Wie hat sich denn der Blickwinkel der Forscher auf die afrikanische Kultur geändert? Spielt da diese eurozentristische Perspektive noch eine Rolle?

Voßen: Ich denke, dass diejenigen, die konkret in Afrika forschen, diese chauvinistische Sichtweise in der Regel nicht haben.

? Das Engagement der Frankfurter Wissenschaftler geht oft über die reine Forschungsarbeit hinaus. So wurden in Malawi ein Kultur- und Museumskomplex oder in Benin eine botanische Schutzzone eingerichtet. Zeichnet sich damit eine Trendwende bei den »area studies« ab?

Voßen: Sie sprechen die stärkere Einbeziehung von afrikanischen Partnern in unsere Forschungsarbeit an – »capacity building«? Wir verfolgen schon das Ziel, den Menschen vor Ort verstehen zu helfen, wie bedeutsam die unterschiedlichen Erscheinungsformen von Kultur vor dem Hintergrund moderner Entwicklungen für sie sind. Wir möchten beispielsweise mit Museumsprojekten zeigen, dass Tradition einen Stellenwert hat, der auch in die heutige Lebenswelt hineinspielt. Inwieweit das eine Trendwende ist, vermag ich nicht zu sagen. Das hängt immer von den agierenden Personen und ihrem persönlichen Engagement ab.

? Ist dieses Engagement spezifisch für Frankfurt oder typisch für eine neue Sichtweise der Ethnologen, Sprachwissenschaftler und Historiker, die andere Kulturen erforschen?

Voßen: Einzelne Mitglieder des Zentrums für interdisziplinäre Afrikaforschung in Frankfurt sind schon besonders engagiert, beispielsweise der Kollege Diawara im Forschungszentrum für lokales Wissen in Point Sud, in Mali, oder Herr Schrenk und sein Team in Malawi, das Sie schon erwähnt haben. Aber auch andere Zentren der Afrikaforschung in Deutschland nutzen ihre Kontakte vor Ort.

? Drittmittelgeber – insbesondere die VolkswagenStiftung und das Bundesministerium für Bildung und Forschung – schauen bei der

Bewilligung von Anträgen, ob die Forscher nicht nur über Afrika forschen, sondern mit den Afrikanern gemeinsam. Wie haben sich die Frankfurter Antragsteller darauf eingestellt?

Voßen: Es zeichnet sich ab, dass die aktive Einbeziehung der Menschen in Afrika in unsere Projekte eine immer größere Rolle spielt. Hinweisen möchte ich insbesondere auf die Afrika-Initiative der VolkswagenStiftung. Ich denke da etwa an das Pilotprojekt der Afrikanistik zur Entwicklungskommunikation, an dem Sprachwissenschaftler, Entwicklungssoziologen und Agrarökonom aus Frankfurt, Kassel, Münster und Zürich mit Untersuchungen in der Elfenbeinküste, Uganda, Namibia und – außerhalb Afrikas – in Indonesien (wie der Frankfurter Kollege Nothofer) maßgeblich beteiligt sind.

? Frankfurt zählt heute neben Bayreuth, Leipzig und Mainz zu den Zentren der Afrikaforschung in Deutschland – wie ist das Frankfurter Zentrum für interdisziplinäre Afrikaforschung im internationalen Vergleich aufgestellt?

Voßen: Die Frage ist schwer zu beantworten. Ich wage mal zu sagen, dass es in Europa keine vergleichbare Einrichtung gibt. Auch wenn wir natürlich noch am Anfang stehen, haben wir schon einige sehr wichtige transdisziplinäre Projekte angekurbelt. Die Vielschichtigkeit, mit der wir hier in Frankfurt Problemstellungen angehen, ist schon ziemlich einzigartig in Europa. Die Breite der beteiligten Fachbereiche allein reicht nicht aus – wichtiger ist es, dass wir es auch schaffen, Projekte wirklich gemeinsam zu bearbeiten.

? Ich hatte erwartet, dass andere europäische Länder mit großer Kolonialvergangenheit – wie Frankreich, Portugal oder England – diesen Kontinent viel intensiver im Fokus haben.

Voßen: Die Kolonialzeit stellt auch eine Last für diese Länder dar. Meine Erfahrung besagt, dass es deutschen Forschern eher zum Vorteil gereicht, dass die deutsche Kolonialzeit in der Erinnerung meist nicht mehr so präsent ist. Der Umgang der Afrikaner mit uns ist oft deut-

lich unbefangener. Ich war ja kürzlich in Guinea, das zum frankophonen Afrika gehört und nach der Unabhängigkeit zunächst einen von Frankreich unabhängigen politischen Weg eingeschlagen hatte – anders als das übrige frankophone Westafrika. Trotzdem beklagen die Menschen in Guinea, die Franzosen seien hier wieder omnipräsent, kontrollierten und behinderten, was Forscher aus anderen Ländern in Guinea tun wollen. Da schlägt das koloniale Erbe im negativen Sinne voll durch.

? Kleine, eher exotische Fächer, wie die Afrikanischen Sprachwissenschaften, die Sie vertreten, haben es immer schwer, sich gegen die großen geisteswissenschaftlichen Fächer zu behaupten. Einzelprofessuren sind eher die Regel als die Ausnahme. Was halten Sie von den Bestrebungen, die Kapazitäten der kleinen Fächer stärker zu bündeln?

Voßen: Gegen die Bündelung von Kräften auch in kleinen Fächern ist im Grunde nichts einzuwenden. Soweit es mein eigenes Fachgebiet angeht, ist da allerdings innerhalb Hessens nicht viel zu bündeln, weil nur diese eine Professur für Afrikanische Sprachwissenschaften hier in Frankfurt besetzt ist.

? Wie kann man sich das vorstellen – 2000 afrikanische Sprachen werden von einem Professor vertreten?

Voßen: Nein, zum Glück gehört zu meiner Professur ein Team aus mehreren, zurzeit elf Mitarbeitern - Privatdozenten und Drittmittelbeschäftigte eingerechnet. Wir konzentrieren uns hier in Frankfurt in der Lehre auf drei Sprachen: Swahili, Hausa und Fula. Und wir suchen insbesondere für die Sprachausbildung unserer Studierenden eine enge Kooperation mit den Mainzer Kollegen. In der Forschung sieht das dann schon etwas anders aus: Hier beschäftigen wir uns derzeit aus verschiedenen Blickwinkeln mit schätzungsweise 150 bis 200 Sprachen aus allen Teilen Afrikas, und es kommen immer weitere hinzu.

? Stichwort Lehre: In Frankfurt wird jetzt ein BA/MA-Studiengang »Empirische Sprachwissen-

schaft« angeboten. Wie kooperieren da die kleinen Fächer miteinander?

Voßen: Der neue Studiengang »Empirische Sprachwissenschaft«, der im letzten Wintersemester mit einer vorläufigen Genehmigung des Ministeriums mit etwa 60 Studierenden begonnen hat, ist ein sehr gutes Beispiel für die Bündelung von Kräften kleiner Fächer. Hier werden die Sprachwissenschaften mit unterschiedlichen regionalen Ausrichtungen zusammengeführt – dazu gehören zum Beispiel die Indogermanistik wie die kaukasischen Sprachen, die austronesischen Sprachen Südostasiens und die Türk Sprachen – aber auch Fächer, die speziellen Sprachunterricht anbieten, wie etwa die Jüdische Linguistik oder die Altorientalistik. Ich sehe aber auch Gefahren, wenn einzelne Professuren administrativ in einem Institut verknüpft werden: Wenn bei einer Stellenkürzungsrunde in einem solch sprachwissenschaftlich orientierten Institut eine Professur gestrichen würde, fielen sofort ein ganzer Sprachbereich und damit eine Wissenschaftstradition weg.

? Welche Argumente lassen sich denn dafür ins Feld führen, dass die Beschäftigung mit diesen eher exotischen Sprachen, die in der globalen Welt kaum eine Rolle spielen, unentbehrlich ist?

Voßen: Ich will Ihnen das kurz am Beispiel der Afrikanistik erläutern, in der aktuell ein Paradigmenwechsel stattfindet. Traditionell konzentriert sich die Afrikanistik auf die Grundlagenforschung, zum Beispiel die Sprachdokumentation; denn für die Mehrheit aller afrikanischen Sprachen besitzen wir weder Grammatiken noch Wörterbücher. In jüngerer Zeit hat eine Hinwendung zu stärker sprachsoziologischen Themen stattgefunden. Dabei geht es, vereinfacht ausgedrückt, einerseits um die Rolle der Sprache in der afrikanischen Gesellschaft und andererseits um die Einflüsse, die die Gesellschaft – bewusst oder unbewusst – auf sprachliche Entwicklungen nimmt. Wir haben es hier mit einem angewandten Aspekt afrikanistischer Forschung zu tun.

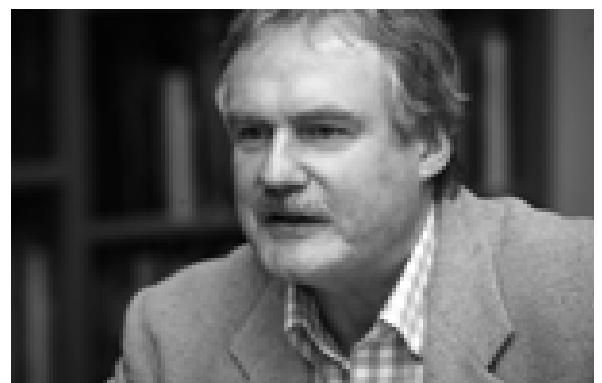


? Können Sie für diese sprachsoziologische Ausrichtung der Forschung ein Beispiel nennen?

Ja, gern: Wir planen derzeit gemeinsam mit anderen Frankfurter und auch Mainzer Wissenschaftlern ein bildungspolitisch äußerst relevantes Projekt in Guinea, das von unseren guineischen Partnern ausdrücklich angefragt worden ist. Ich war aus diesem Grund kürzlich in Conakry und habe darüber zahlreiche Gespräche geführt, unter anderem mit dem Staatssekretär im Bildungs- und Erziehungsministerium. Dabei möchte die guineische Seite die Frage klären, inwieweit lokale Sprachen Eingang oder Berücksichtigung im Bereich des guineischen Bildungswesens finden könnten beziehungsweise sollten. Auch hier greift wieder das Stichwort »capacity building«: Denn von guineischer Seite werden sich sicher doppelt so viele Wissenschaftler und eine Vielzahl von Studierenden beteiligen, oder genauer: beteiligen müssen.

Picknick in der Sahara: Frobenius sammelt Kräfte für den nächsten Fußmarsch – »Frobenius beim Frühstück, Lager 18 km nördlich von Natrun« wurde dieses Foto im Katalog der Expeditionen unterteilt.

? Strategische Partnerschaften und Kooperationen mit den Universitäten Darmstadt und Mainz stehen längst auf der Agenda der Uni-Präsiden. Wie schaut es in Ihrem Fachgebiet aus – gibt es



konkrete Kooperationen mit den Mainzern? Können Mainzer Studierende hier oder Frankfurter Studierende in Mainz Veranstaltungen besuchen und Scheine oder Punkte erwerben?

Voßen: Wir arbeiten in der Afrikanistik eng mit dem Mainzer Kollegen Kastenholz vom Institut für Ethnologie und Afrikastudien zusammen, beispielsweise bei der Betreuung von Magister- und Doktorarbeiten. Vor drei Jahren haben wir hier auch gemeinsam den 15. Afrikanistentag ausgerichtet. Wir raten unseren Studierenden auch, für bestimmte Kurse und Lehrveranstaltungen nach Mainz zu gehen. Umgekehrt kommen natürlich auch Mainzer Studierende hierher. Insbesondere im Bereich Sprachlehre und in fortgeschrittenen Veranstaltungen gibt es eine ganze Reihe von komplementären Ansätzen. Die gegenseitige Anerkennung von Leistungsnachweisen stellt dabei bisher kein Problem dar. In der Forschung hat sich das noch nicht so durchgesetzt, aber wenn das oben angesprochene Projekt in Guinea zur Realisierung gelangt, wird sich das gewiss ändern.

Frobenius' Schuhe nach einer strapaziösen Expedition: Insignien eines leidenschaftlichen Reisenden, der etwas Draufgängisches, Unerforschenes an sich hatte. Wenn Frobenius zu seiner Reiselust befragt wurde, dann gab er zur Antwort, er wolle die »Beziehungen mit dem Leben nicht abreißen lassen«.

? Schon im Sonderforschungsbereich »Kulturentwicklung und Sprachgeschichte im Naturraum Westafrikanische Savanne« arbeiteten Wissenschaftler aus Natur- und Geisteswissenschaften eng zusammen, in dem 2003 gegründeten Zentrum ist die Interdisziplinarität Programm. Wie klappt diese Kooperation? Geht sie über das gemeinsame Einwerben von Drittmitteln hinaus? Vielleicht können Sie eine konkrete Fragestellung nennen, bei der durch das Zusammenwirken verschiedener Fachwissenschaftler eine spannende neue Er-

kenntnis zu Tage gefördert werden konnte.

Voßen: Das Zentrum für interdisziplinäre Afrikaforschung ist aus dem Sonderforschungsbereich »Westafrikanische Savanne« erwachsen. Dieser bestand im Wesentlichen aus naturwissenschaftlichen und geisteswissenschaftlichen Fächern; und die fächerübergreifende Kooperation klappte gut – übrigens im Gegensatz zu Erfahrungen, die ich zuvor an einem anderen Sonderforschungsbereich sammeln konnte. Ein Grund war sicher, dass die Frankfurter sich auf drei Länder, Nigeria, Burkina Faso und später dann noch Benin konzentriert haben. So trafen wir uns auch vor Ort, bekamen einiges von der Arbeitsweise der Kollegen aus den anderen Fächern mit. Daraus entwickelten sich gemeinsame Fragestellungen, wie sie etwa in dem BIOTA-Projekt des ZIAF bearbeitet werden. Für mich persönlich war beispielsweise die Kooperation mit der Physischen Geographie im Untersuchungsgebiet der Bissa in Burkina Faso sehr Gewinn bringend. Ich habe dabei nicht nur erfahren, dass und wie man Landschaften »lesen« kann, sondern vor allem entwickelte sich auch ein besseres Verständnis dafür, wie reale Umwelt und ihre sprachliche Abbildung korrelieren.

? Die Frankfurter Afrikaforschung wurde über Jahrzehnte immer mit dem Frobenius-Institut verbunden, nun rückt das Zentrum für interdisziplinäre Afrikaforschung in den Vordergrund. Können Sie das ein wenig erläutern?

Voßen: Nicht zuletzt vor dem Hintergrund seiner langen Geschichte besitzt das Frobenius-Institut sicherlich national wie auch international nach wie vor einen hohen Stellenwert. Das Frobenius-Institut ist seit jeher vor allem auf kulturanthropologische Fragestellungen ausgerichtet, neben Afrika haben die Ethnologen am Frobenius-Institut ihren Fokus in den vergangenen Jahren vermehrt auch auf andere Regionen, etwa in Asien, gelenkt.

Das ZIAF will kompetenter Ansprechpartner für Fragen aus verschiedenen Wissensgebieten sein, wann immer es dabei um Afrika

geht. Wird zum Beispiel die Reise des Bundespräsidenten, wie erst kürzlich, in afrikanische Länder vorbereitet, nutzt das Bundespräsidialamt auch die Expertise von ZIAF-Wissenschaftlern. Das finde ich schon beachtlich. Nicht zufällig ist Horst Köhler Schirmherr der großen Afrika-Tagung »Wissen und Wissenschaft in Afrika«, die wir hier in Frankfurt Ende Juli abhalten werden.

? Frobenius war bei einer seiner Expeditionen in Westafrika von einem Giftpfeil getroffen worden und starb 1938 vermutlich an den Folgen der dadurch zugezogenen Blutvergiftung. Ethnische und religiöse Konflikte flammen heute auch in vielen Regionen Afrikas auf – jüngst zwischen Christen und Moslems in Nigeria, wo auch Wissenschaftler des Zentrums für interdisziplinäre Afrikaforschung tätig sind. Kennen Sie und Ihre Kollegen die Gegebenheiten so gut, dass Sie nicht in bedrohliche Situationen geraten? Wie schützen Sie sich und Ihr Team?

Voßen: Die wenigen bedrohlichen Situationen, die ich in über 30 Jahren erlebt habe, hatten in den seltensten Fällen etwas mit Menschen zu tun. Ich habe insbesondere in sehr wildreichen Gegenden Ostafrikas und im südlichen Afrika mobile Forschung durchgeführt, da muss man schon mal mit Überraschungen rechnen – unliebsamen Begegnungen mit Büffeln, Elefanten, Flusspferden oder Löwen, die sich des Nachts an der Zeltstange reiben. Aber mir ist nie ernsthaft was passiert.

Mit der Zeit entwickelt man ein Gefühl dafür, wann es kritisch wäre, irgendwo hinzugehen. Wir müssen in Afrika – allerdings nicht nur dort – immer mal damit rechnen, dass politische, religiöse oder gesellschaftliche Konflikte entstehen oder sich gar zuspitzen. Es gibt aber eine Vielzahl von Regionen, in denen die Menschen harmonisch zusammenleben: Ich habe das selbst in religiös gemischten Dörfern in Burkina Faso erlebt, wo friedliche Koexistenz im Alltag gelebt wird. Im Großen und Ganzen habe ich das Gefühl, dass die meisten Afrikaforscher das Gefahrenpotenzial sehr gut abschätzen können. ◆

